

Das Ruhrgebiet gibt es gar nicht: Menschen erzählen die Geschichte des Wandels zwischen Ruhr und Emscher

Gert G. Wagner und Jan Goebel

Dieser Aufsatz ist Teil der Veröffentlichung:

Wege zur Metropole Ruhr: ein Projekt der Ruhr-Universität Bochum, gefördert von der Stiftung Mercator

Jörg Peter Schräpler, Sebastian Jeworutzki, Bernhard Butzin, Tobias Terpoorten, Jan Goebel, Gert G. Wagner

Bochum: ZEFIR, 2017

http://www.zefir.ruhr-uni-bochum.de/mam/content/2017-09-12_wege_zur_metropole_ruhr.pdf

Zitiervorschlag:

Das Ruhrgebiet gibt es gar nicht: Menschen erzählen die Geschichte des Wandels zwischen Ruhr und Emscher / Gert G. Wagner, Jan Goebel

In: Jörg Peter Schräpler, Sebastian Jeworutzki, Bernhard Butzin, Tobias Terpoorten, Jan Goebel, Gert G. Wagner: Wege zur Metropole Ruhr : ein Projekt der Ruhr-Universität Bochum, gefördert von der Stiftung Mercator, Bochum : ZEFIR, 2017, S. 293-329

Inhalt

1 Einleitung	301
2 Auswahl der Gesprächspartner und Quantitative Analysen	303
2.1 Vergleich 1968 und 2015	303
2.2 Auswahl der Gesprächspartnerinnen und -partner	305
2.2.1 Ansprechen der Gesprächspartnerinnen	311
3 Bewohner (aus dem SOEP) haben das Wort	313
4 Zusammenfassung und Fazit	327

Abbildungsverzeichnis

3.1	Rangierbahnhof BO-Dahlhausen	313
3.2	Werksanlagen der Duisburger Kupferhütte	314
3.3	Die Zeche Alstaden kurz vor der Stilllegung	314
3.4	Die ehemalige Rombacher Hütte des »Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation«	315
3.5	Schornstein-Batterie der ehemaligen »Rombacher Hütte« an der Schützenstraße	315
3.6	Kraftwerk Springorum, Blick von der Deponie »Holtbrücke«	315
3.7	Südlich des Marktplatzes	316
3.8	Bergschäden am Wohnhaus einer ehemaligen Werksiedlung	316
3.9	Zweifamilienhäuser am Hang	316
3.10	Im Zentrum	317
3.11	Stadtvilla aus der Gründerzeit	317
3.12	Genossenschaftliche Wohnanlage	317
3.13	Doppelhaus	318
3.14	Splitter einer ehemaligen Werkssiedlung am südöstlichen Stadtrand	318
3.15	Nahverkehrsbahnhof Dortmund-Möllerbrücke	318
3.16	Steeler Straße	319

3.17	Mietwohnhäuser in der Düsseldorfer Straße	319
3.18	Am Nordfriedhof	319
3.19	In der Saarstraße	320
3.20	Wohnzeile	320
3.21	Villa mit Aussicht	320
3.22	Hochwertige Mehrfamilienhäuser	321
3.23	In der Friedrich-Wilhelm-Straße	321
3.24	Straßengabelung an der Dr.-C.-Otto-Straße	321
3.25	An der Regionalbahn	322
3.26	Hausgruppe mit der Laurentiuskirche	322
3.27	Südlich des Stahlwerks Thyssen-Bruckhausen gelegene Wohnviertel an der Alsumer Straße	322
3.28	Ruhr-Insel südlich des Bahnhofs Dahlhausen	323
3.29	Im Sterkrader Wald	323
3.30	Detail des Hauses einer Nachkriegssiedlung des sozia- len Wohnungsbaus	323
3.31	Buddenbergplatz	324
3.32	Der Städtische Friedhof Gladbeck-Brauck	324
3.33	Einfaches Mietwohnhaus der 50er-Jahre	324

Tabellenverzeichnis

2.1	Sozio-demographische Strukturen der Erhebungen im Ruhrgebiet 1968 und 2015	304
2.2	Allgemeine Lebenszufriedenheit für ausgewählte Bevölkerungsgruppen und die Gesprächspartner im Ruhrgebiet.	306
2.3	Bereiche, in denen das Leben in der Wohngegend sich verbessert oder verschlechtert hat	309
2.4	Wichtigkeit von Neuem und »Wir-Gefühl«	310

1 Einleitung

Der Projektteil, der die Einschätzung der Menschen selbst, die im Ruhrgebiet leben, in den Mittelpunkt stellt, zeichnet sich dadurch aus, dass der methodische Ansatz die Vorzüge einer repräsentativen Stichprobe mit denen persönlicher Gespräche (qualitative Interviews) verbindet. Diese Verbindung wird weltweit selten praktiziert und dieser methodische Ansatz ist daher über die unmittelbaren Projektergebnisse hinaus interessant und für Reanalysen geeignet und reizvoll. Deswegen werden die erhobenen Daten und Texte (genauer: Tonbandaufzeichnungen) im Forschungsdatenzentrum des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) am DIW Berlin für Forscherinnen und Forscher bereitgestellt.¹

¹ Stichwort: Open Data, www.leibniz-soep.de

Ausgangspunkt der Methode ist die seit 1984 laufende Längsschnittstudie SOEP, für die Menschen in Deutschland (seit 1990 auch Ostdeutschland) einmal jährlich befragt werden. Und zwar so lange dieselben Personen bereit sind mitzumachen. Begonnen wurde mit etwa 12 000 Erwachsenen, von denen sich noch etwa 1 000 nach über 30 Jahren immer noch befragen lassen. Zwischenzeitlich wird die Stichprobe immer wieder mit neuen Personen »aufgefrischt«. Dabei wurde auch die Stichprobengröße auf aktuell etwa 30 000 Erwachsene aufgestockt. Aus diesem Pool von für die Bundesrepublik Deutschland repräsentativen Menschen wurden diejenigen ausgesucht, die derzeit im Ruhrgebiet in der Nähe der Standorte wohnen, die 1972 in einer fotografischen Studie ausgewählt wurden². Die Nähe war wichtig, damit in den Gesprächen, die über die laufende SOEP-Fragebogenerhebung hinaus geführt wurden, über die Veränderungen an diesen Foto-Standorten geredet werden konnte.

² siehe Projekt »Heimat im Wandel – Metropole Ruhr 1972/2012 – Soziologie in Bildern«, www.broststiftung.ruhr/heimat-im-wandel/

Im Sommer 1972 zeigte das Museum Folkwang in den Messehallen der Gruga in Essen die kulturellen und künstlerischen Aspekte eines der größten wirtschaftlichen Ballungszentren Europas: die des Landes an Rhein und Ruhr. Unter dem Titel »Szene Rhein-Ruhr – Soziologie in Bildern« hatten Joachim Scharioth und Günter Fuderholz für diese Ausstellung mittels einer statistisch repräsentativen Methodik (nach Besiedlungsdichte gewichtete Klumpen-Stichprobe auf Stadtteilebene) in 45 Stadtteilen 600 Standorte für Fotografien ermittelt (Fuderholz und Scharioth 1972). Sechs Fotografie-Studenten des Fachbereichs Design der Fachhochschule Dortmund unter Leitung von Professor Adolf Clemens haben dann nach einheitlichen Regeln an diesen Standorten knapp 800 farbige Diapositive aufgenommen. Diese Fotos wurden in der Ausstellung gezeigt, um dem Besucher die Welt des Ruhrgebietes nahe zu bringen. Diese Standorte wurden im Rahmen des Projektes »Heimat im Wandel« in den Jahren 2014 bis

2016 wieder fotografisch festgehalten. Über den auf den Bildern von 1972 und 2014 bis 2016 erkennbaren Wandel wurde mit ausgewählten SOEP-Befragten geredet. Um diese Gespräche führen zu können wurden im Frühjahr 2016 alle SOEP-Befragten, die vor 1977 geboren sind und in den im Jahr 1972 fotografierten Postleitzahlbezirken leben, am Ende eines speziellen Kurzfragebogens zum Ruhrgebiet gefragt, ob sie für »qualitative Interviews«, d. h. Gespräche, bereit sind (für den Kurzfragebogen siehe Anhang). Der Kurzfragebogen beschäftigt sich auch mit dem Wandel des Ruhrgebietes und in diesem Bericht werden entsprechende Auswertungen präsentiert. Hinzu kommen quantitative Auswertungen, die auf Survey-Fragen beruhen, die während der Gespräche gestellt wurden, um die Bedeutung von Zukunftserwartungen zu erfahren.

Im Folgenden werden in Abschnitt 2 die Auswahl der Gesprächspartner und ausgewählte sozialstrukturelle Merkmale der Menschen im Ruhrgebiet vorgestellt. In Abschnitt 3 werden die Gespräche zusammengefasst und interpretiert. Am Ende wird auch deutlich, warum der Titel dieses Abschnitts so gewählt wurde wie er oben steht. Die Zusammenfassung der quantitativen und qualitativen Ergebnisse erfolgt schließlich in Abschnitt 4.

2 Auswahl der Gesprächspartner und Quantitative Analysen

Gert G. Wagner

In diesem Abschnitt wird zuerst ein kondensierter Vergleich der Sozialstruktur des Ruhrgebietes kurz vor dem großen Wandel ab den 1970er Jahren mit der heutigen Sozialstruktur angestrebt. Für die heutige Situation werden die Daten des SOEP benutzt; für die Situation im Jahr 1969 werden Ergebnisse einer Erhebung herangezogen, die im Auftrag des »Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk« von Soziologinnen und Soziologen der Ruhr-Universität Bochum durchgeführt wurde (Landwehrmann u. a. 1970). Im zweiten Teil dieses Abschnitts wird beschrieben, wie aus der SOEP-Stichprobe die Gesprächspartnerinnen und -partner rekrutiert wurden und inwieweit sie keine reine und voll repräsentative Zufallsauswahl darstellen, da die Teilnahme an den Gesprächen natürlich freiwillig war. Es wird sich zeigen, dass leicht überdurchschnittlich zufriedene Menschen gesprächsbereiter waren. Schließlich werden die quantitativen Ergebnisse eines Kurzfragebogens dargestellt, der benutzt wurde, um mit seiner Hilfe die Rekrutierung von SOEP-Befragten für die Ruhrgebiets-Studie durchzuführen. Im Rahmen der Gespräche wurden auch einige wenige quantitative Angaben erhoben, um Daten für einen Vergleich mit der bundesweit durchgeführten »Vermächtnisstudie« zu gewinnen (vgl. Allmendinger 2017). Diese Ergebnisse, die für 29 Gesprächspartner vorliegen, werden auch am Ende von Abschnitt 3 vorgestellt.

2.1 Vergleich 1968 und 2015

Gert G. Wagner, Günter Fuderholz, Jan Goebel und Lisa Reiber

Die SOEP-Daten bieten auch die Möglichkeit, die aktuelle Sozialstruktur des Ruhrgebietes mit der Ende der 1960er Jahre zu vergleichen und so einen Hintergrund für die Fotos des Projektes »Szene Rhein-Ruhr« und die Gespräche mit Befragten des SOEP zu zeichnen.¹ Zur Beschreibung der Situation Ende der 1960er Jahre kann auf quantitative Ergebnisse des Projektes »Das Ruhrgebiet – sein sozialer Hintergrund« zurückgegriffen werden.²

Im September 1968 wurden in 16 repräsentativ ausgewählten Städten im Ruhrgebiet bei 2047 Befragten vielerlei Daten zur Sozialstruktur, zur sozialen und räumlichen Mobilität sowie zu Einstellungen erhoben (Landwehrmann 1970, S. 141ff).³ Während das SOEP im gesamten Altersspektrum und der gesamten Wohnbevölkerung seine Befragungen durchführt, wurden im Ruhrgebiet nur 18-

¹ Die SOEP-Analysen wurden von Lisa Reiber durchgeführt.

² Einer der Mitarbeiter des damaligen Projektes, Günter Fuderholz, gehört zum aktuellen Projektteam »Szene Rhein-Ruhr«, das die Fotos zum Wandel des Ruhrgebietes bereitstellt. Günter Fuderholz hat die Informationen über das seinerzeitige Projekt in das in diesem Abschnitt vorgestellte Projekt eingebracht.

³ Folgende Landkreise bzw. Städte wurden erfasst: Bochum (und Wattenscheid), Bottrop, Castrop-Rauxel, Dortmund, Duisburg, Essen, Düsseldorf, Gelsenkirchen, Gladbeck, Herne, Lünen, Mülheim, Oberhausen, Recklinghausen, Wanne-Eickel und Witten.

bis 60-Jährige befragt, die sich nicht einer Ausbildung befanden. Die Altersbeschränkung engt die Aussagekraft merklich ein, denn der Anteil der 65-Jährigen und Älteren im Ruhrgebiet lag 1970 bei 12,3 Prozent (im Vergleich zu 21,3 Prozent in 2011) (Siehe Abschnitt 4.4 im ersten Teil dieses Bandes).

Die Beschränkung auf deutsche Staatsbürger war bei der empirischen Sozialforschung damals üblich und auch für das Ruhrgebiet insgesamt rechtfertigbar, denn der »Ausländeranteil« betrug damals insgesamt nur 3 Prozent (wenn auch auf kleinräumiger Ebene von Bezirken bei maximal 58 Prozent).⁴ Im Jahr 2011 betrug der Migrantenanteil 23 Prozent (Abschnitt 4.5 im ersten Teil dieses Bandes).⁵

In Tabelle 2.1 sind für ausgewählte Indikatoren die Werte für 1968 und 2015 dargestellt. Die ersten beiden Spalten sind direkt vergleichbar, sie zeigen die Werte für 18- bis 60-jährige Deutsche. In den weiteren Spalten werden für 2015 auch Angaben zu den 61-Jährigen und Älteren gezeigt sowie für alle Abgrenzungen auch die Werte unter Einschluss von Befragten in Ausbildung und mit ausländischer Staatsangehörigkeit.

Die Unterschiede der Ergebnisse in den Spalten 4 bis 8 werden hier nicht interpretiert, da sie deutlich machen, dass trotz des inzwischen im Vergleich zu 1968 deutlich höheren Anteils von Menschen mit Migrationshintergrund die Durchschnittsergebnisse davon nicht wesentlich beeinflusst werden. D. h., dass sich die Menschen mit Migrationshintergrund im Ruhrgebiet nicht drastisch von denen ohne Migrationshintergrund unterscheiden.

Der Vergleich zwischen 1968 und 2015 bezieht sich auf die Spalten 1 und 2; Spalte 3 macht deutlich, inwieweit sich 61-Jährige und Ältere von den Jüngeren im Ruhrgebiet unterscheiden.

Die Kerngruppe der 18- bis 60-Jährigen ist 2015 im Durchschnitt etwa drei Jahre älter als dies 1968 der Fall war. Dies ist nicht überraschend, da die Bevölkerung insgesamt älter wurde.

⁴ Der Ausschluss der »Gastarbeiter« hatte zwei praktische Gründe: Viele wohnten damals noch in Sammelunterkünften, wären also mit den üblichen Stichprobenverfahren nicht erfassbar gewesen. Bei einer anteilmäßigen Erfassung wäre ihre Anzahl für differenzierte Auswertungen dennoch zu klein gewesen, sie hätten also die Gesamtauswahl verzerrt und die Gesamtergebnisse nur wenig verändert. Außerdem gab es damals – wie Günter Fuderholz erinnert – eine eigene »Gastarbeiterstudie« an der Ruhr Universität Bochum.
⁵ Es ist eine interessante Fußnote der Sozialgeschichte, dass für 1960 keine kleinräumigen offiziellen statistischen Angaben zum »Ausländeranteil« vorliegen, da in der Volkszählung nicht nach der Staatsangehörigkeit gefragt wurde (vgl. dafür und das folgende Abschnitt 4.5 im ersten Teil dieses Bandes). Für 1970 liegen entsprechende Daten vor. Aufgrund der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts im Jahr 2000 liegen im Zensus 2011 Daten zum Migrationshintergrund vor, der berücksichtigt, dass auch Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit einen Migrationshintergrund aufweisen können, sofern sie selbst oder ihre Vorfahren nach Deutschland zugewandert sind.

Indikator/Jahr	18 bis unter 60-Jährige				über 60-Jährige				
	1968	2015	2015	2015	1968	2015	2015	2015	
	Deutsche ohne Auszubildende				Deutsche	inkl. Migranten mit Auszubildende			
Alter	39	42	71	52	50	50	40	71	
Haushaltsgröße	3,3	2,6	1,8	2,3	2,4	2,5	2,8	1,8	
Eigentümer (in %)	12	44	58	49	50	48	43	58	
Bezugsjahr Wohnung	1961	2004	1988	1998	1998	1999	2004	1988	
Wohnungsgröße (in qm)	66	100	100	100	101	98	98	99	
Zahl Räume (nur Mieter)	3	4	4	4	4	4	4	4	
Miethöhe (in DM)	114	982	804	935	934	923	961	799	
Erwerbsquote (in %)	61	75	22	56	58	57	74	21	
Weg zur Arbeit (in Min.)	39	31	27	31	31	30	31	27	
(Auslands)Urlaub (in %)	23	69	72,8	69,4	70	67	65	72,0	
Autobesitz (in %)	54	85	80	82	83	82	84	78	

Tabelle 2.1: Sozio-demographische Strukturen der Erhebungen im Ruhrgebiet 1968 und 2015. (Quelle: Landwehrmann u. a. 1970, SOEP 2015; eigene Berechnungen.)

Deutlich zurückgegangen ist die Haushaltsgröße im Ruhrgebiet. Auch dies ist nicht überraschend, während im Hinblick auf die Wohnsituation der enorme Anstieg der Eigentümerquote von etwa 11 auf etwa 44 Prozent eher überrascht. Bei den 61-Jährigen und Älteren liegt die Eigentümerquote gar bei 58 Prozent. Hier hat offenbar ein deutlicher »Kulturwandel« stattgefunden; wahrscheinlich auch stark unterstützt durch die Möglichkeit, ehemalige Werkwohnungen bzw. -häuser zu erwerben. Nicht überraschend ist der ebenfalls starke Anstieg der Quadratmeterzahl der Wohnungen und der Anstieg der Zahl der Räume von drei auf vier.

Wie zu erwarten war, ist die Erwerbsquote deutlich angestiegen: von 61 auf 75 Prozent bei den 18- bis 60-Jährigen ohne Migrationshintergrund. Der Weg zur Arbeit dauert heutzutage nicht mehr ganz so lang wie das 1968 der Fall war. Trotz des insgesamt angestiegenen Anteils von längeren Pendelstrecken ist dies plausibel, da 1968 noch viele Beschäftigte zu Fuß oder mit dem ÖPNV zur Arbeit gelangten. Dies ist heutzutage seltener der Fall, was nicht zuletzt auch am Anstieg des Anteils der 18- bis 60-jährigen Deutschen, die über ein Auto verfügen, von 54 auf 85 Prozent ablesbar ist. Ein Schlaglicht auf sozialen Wandel wirft die Veränderung des Anteils derer, die einen Auslandsurlaub machen (wobei für 2015 nur allgemein nach einem Urlaub gefragt wurde; was aber angesichts der seit Jahren geringen Kosten für Auslandsurlaube keine Rolle spielen dürfte: Wer heutzutage in Deutschland Urlaub macht, der tut dies nicht, um Geld zu sparen). Im Jahr 1968 gaben nur 23 Prozent der 18- bis 60-Jährigen ohne Migrationshintergrund im Ruhrgebiet an, einen Auslandsurlaub zu machen, während für dieselbe Gruppe der Urlaubsanteil 2015 bei fast 70 Prozent liegt (und für 61-Jährige und Ältere sogar bei etwa 72 Prozent).

2.2 Auswahl der Gesprächspartnerinnen und -partner

Die Auswahl von Gesprächspartnerinnen und -partnern aus der repräsentativen Stichprobe des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) (Wagner u. a. 2008) erfolgte über einen speziellen Kurzfragebogen, der bei der üblichen jährlichen Befragung im Jahr 2015 zusätzlich zu dem normalen Fragebogen in ausgewählten Postleitzahlbezirken im Ruhrgebiet eingesetzt wurde (siehe Fragebogen im Anhang). Es wurden nur ältere Befragte ausgewählt, da es um die Geschichte seit 1972 geht. Jüngere können dazu aus persönlichem Erleben heraus nicht berichten.

Die spezielle Befragung erfolgte in Postleitzahlbezirken, in denen 1972 und 2014–16 Fotos gemacht wurden. In diesem Fragebogen wurde am Schluss auch die schriftliche Einwilligung der Befragten eingeholt, sich für ein persönliches Gespräch über das Ruhrgebiet zur Verfügung zu stellen.⁶

Nach Vorliegen der Daten dieser Kurzerhebung erfolgte dann die Auswahl derjenigen Befragten, die tatsächlich möglichst nahe an den Fotostandorten wohnten. Die meisten Gesprächspartnerinnen und -partner wohnen nur wenige hundert Meter von einem Fotostandort entfernt; das Minimum sind 150 Meter, das

⁶ Dieser Projektschritt erfolgte durch Günter Fuderholz, Dirk Geue, Jan Goebel und Simon Huber.

Maximum 2,2 Kilometer.

Zusätzlich wurden sieben SOEP-Befragte ausgewählt, die den Mini-Fragebogen zuvor nicht ausgefüllt hatten. Sie wurden ausgewählt, um genügend Gespräche mit Befragten mit Migrationshintergrund führen zu können.

Selektivität der Gesprächspartnerinnen und -partner⁷

Der methodische Ansatz, dass zufällig ausgewählte und damit repräsentative Personen befragt werden und mit ihnen auch noch vertiefend geredet wird, bedeutet nicht, dass alle angesprochenen Personen auch teilnehmen. Insofern ist es in einem ersten Schritt interessant, den Prozess der tatsächlichen Teilnahme an der Befragung und der Teilnahme an den Gesprächen nachzuvollziehen.

⁷ Die empirischen Analysen wurden von Jan Goebel und Lisa Reiber durchgeführt.

Population	Lebenszufriedenheit nach Population	Lebenszufriedenheit Gesprächspartner (n=39)	Fallzahl im SOEP
Deutschland insgesamt	7,32	7,59	20 687
Deutschland insgesamt, 1976 und früher geboren	7,21	7,59	14 764
Westdeutschland insgesamt	7,40	7,59	15 972
NRW insgesamt	7,40	7,59	4 065
Ruhrgebiet	7,35	7,59	1 183
Düsseldorf	7,71	7,59	133
Mini-SOEP-Fragebogen ausgefüllt	7,41	7,59	160
Gespräch zugestimmt	7,64	7,59	59

Tabelle 2.2 zeigt die »Selektivität« der Gesprächspartner am Beispiel der allgemeinen Lebenszufriedenheit. Die Differenzen zwischen den verschiedenen Gruppen (zeilenweise abgetragen) und den Gesprächspartnern sind alle in einem üblichen Sinne nicht »statistisch signifikant«. Die Gruppe der Gesprächspartner, die auch den Mini-Fragebogen ausgefüllt haben, ist mit 35 Personen so klein ist, dass aufgrund ihrer Heterogenität (Streuung der Lebenszufriedenheiten) die Differenz zur durchschnittlichen Lebenszufriedenheit der Vergleichsgruppe auch zufällig entstanden sein könnte. Die Vergleiche sind trotzdem interessant, vor allem sind die Differenzen der Durchschnittszufriedenheiten der verschiedenen Vergleichsgruppen aussagekräftig. Dadurch wird deutlich, wie sehr sich die Menschen im Ruhrgebiet, die 1976 und früher geboren sind, von den Menschen in Deutschland insgesamt bzw. in einzelnen Regionen unterscheiden.

Tabelle 2.2: Allgemeine Lebenszufriedenheit für ausgewählte Bevölkerungsgruppen und die Gesprächspartner im Ruhrgebiet. Durchschnittszufriedenheit auf der Skala 0 = ganz und gar unzufrieden bis 10 = ganz und gar zufrieden. (Quelle: SOEP 2016; eigene Berechnungen)

Der Vergleich der durchschnittlichen Zufriedenheit der tatsächlichen Gesprächspartner (rechte Spalte) mit den Zufriedenheiten aller anderen Gruppen zeigt, dass die Gesprächspartner deutlich zufriedener sind (7,8) als alle anderen Gruppen. Dies ist nicht überraschend, da es wahrscheinlich ist, dass jemand eher bereit ist, über sein Wohngebiet bzw. seine Heimat zu reden, wenn diese Person zufrieden ist. Dass der Zufriedenheitswert so hoch ist, ist am Ende auch dem Zufall geschuldet, dass von den 59, die bereit waren ein Gespräche zu führen, nur 35 anhand der Nähe zu Fotostandorten ausgewählt und angesprochen wurden (von denen fast alle zugesagt haben). Und die Nähe zu Fotostandorten

fürte schließlich zu etwas überdurchschnittlich guten Wohngegenden. Deswegen zeigt auch der Vergleich der Zufriedenheiten in der ersten Spalte einen Unterschied zwischen der vorletzten und letzten Zeile: Diejenigen, die einem Gespräch zugestimmt haben, geben eine etwas höhere Zufriedenheit an als diejenigen, die den Mini-Fragebogen zum Ruhrgebiet bekommen und ausgefüllt haben.

Vergleicht man die Zufriedenheit der Befragten im Ruhrgebiet mit der in NRW insgesamt und in (West)Deutschland, dann erkennt man (Zeilen 5 bis 1), dass die Unterschiede gering sind (am deutlichsten fällt die niedrigere Zufriedenheit für Deutschland insgesamt auf; dies liegt an unterdurchschnittlicher Zufriedenheit in Ostdeutschland).

Man kann also festhalten: Sowohl die in der Nähe von Fotostandorten lebenden SOEP-Befragten im Ruhrgebiet (die den Mini-Fragebogen ausgefüllt haben) als auch die tatsächlichen Gesprächspartner sind leicht bzw. überdurchschnittlich zufriedene Menschen. Diese »Selektion« ist freilich kein Nachteil der gewählten Methode, nämlich Gesprächspartner aus einer Zufallsstichprobe auszuwählen, sondern ein Vorteil: Hätte man gewissermaßen auf der Straße nach Leuten gesucht, die bereit sind, über ihren Wohnort bzw. ihre Heimat zu reden, wäre die Selbstselektion in Richtung zufriedener Menschen wahrscheinlich noch deutlicher gewesen. Die gewählte Methode erlaubt es zudem, das Ausmaß der Selbstselektion zu beschreiben.

Die Ergebnisse zeigen⁸, dass sowohl die Gesprächsbereiten als auch die tatsächlichen Gesprächspartner im Durchschnitt etwas jünger sind als die Befragten insgesamt (in den ausgewählten Postleitzahlgebieten) (54 bzw. 53 Jahre gegenüber 58 Jahren); die Anteile von Männern und Frauen unterscheiden sich in den drei Gruppen praktisch nicht.

⁸ Die Auswertung erfolgte durch Gert G. Wagner.

Die Zufriedenheit mit der Wohngegend (wiederum gemessen auf der 11er-Skala von null bis zehn) ist mit 7,3 in den Foto-Städten hoch. Wobei aber sowohl die Gesprächsbereiten wie die Gesprächspartner im Durchschnitt höhere Zufriedenheiten angeben (7,7 bzw. 7,5) – was aufgrund der bekannten höheren Lebenszufriedenheit dieser Gruppen nicht überraschend ist, da die Qualität einer Wohngegend ein Bestandteil der allgemeinen Lebenszufriedenheit ist.

Anhand von stilisierten Verläufen, die im Fragebogen abgebildet waren, konnten die Befragten die Entwicklung ihrer Wohngegend charakterisieren (Frage 5 im Fragebogen im Anhang). Je nach Wohndauer konnten die Befragten Verläufe für die Zeit seit 1990, seit 2000 und seit 2010 machen. Dabei war vorgegeben: keinerlei Veränderung der Wohnqualität; wechselnde Qualität, aber am Anfang und am Ende gleich; Abstieg oder Aufstieg.

- Es zeigt sich, dass für diejenigen, die Angaben für die Zeit ab 1990 machten, 36 Prozent keinerlei Veränderung angaben (und kaum welche ein Auf und Ab bei gleichen Endpunkten) und ebenso viele einen Aufstieg. Knapp 25 Prozent gaben einen Abstieg an.

- Für die Zeit ab 2000 gaben 42 Prozent keinerlei Veränderung an (und wiederum kaum ein Auf und Ab bei gleichen Endpunkten) und 36 Prozent einen Aufstieg. Weniger als 15 Prozent gaben einen Abstieg an.
- Für die Zeit ab 2010 gaben 47 Prozent keinerlei Veränderung an (und wiederum kaum ein Auf und Ab bei gleichen Endpunkten) und knapp 25 Prozent einen Aufstieg. Weniger als 20 Prozent gaben einen Abstieg an.

Betrachtet man die Angaben für diese drei Zeiträume wiederum für die Gesprächsbereiten und die Gesprächsteilnehmer und -teilnehmerinnen, so zeigt sich ein größerer Teil in diesen beiden Gruppen, die angeben, dass die Wohnqualität besser wurde (wobei die geringen Unterschiede zwischen den beiden Gesprächsgruppen nicht aussagekräftig sind). Wiederum ist also erkennbar, dass die Gespräche, die geführt wurden, mit überdurchschnittlich Zufriedenen geführt wurden.

Die Tabellen 2.3 (a) und (b) zeigen schließlich die Themen an, die von den Befragten als Antworten auf die Fragen, was in ihrer Wohngegend besser bzw. schlechter geworden sei (seit sie dort wohnen) mit Stichworten notiert wurde (es wurde nur die erste Nennung ausgewertet, da nur ganz wenige Befragte eine zweite oder gar dritte Nennung gegeben haben). Die Klartextantworten (meist ein Stichwort, maximal elf Worte) wurden dabei den dargestellten Kategorien zugeordnet.⁹ Dargestellt werden nur die Angaben der gesamten Befragten und die Angaben für die wichtigste Veränderung, da zweite und dritte Veränderungen kaum angegeben wurden.

⁹ Die Codierung wurde von Gert G. Wagner durchgeführt.

Der zentrale Befund der Tabellen 3 (a) und (b) ist, dass den meisten Befragten kein Stichwort einfällt, wenn sie danach gefragt werden, was in ihrer Wohngegend besser oder schlechter wurde. An der Spitze der Verbesserungen stehen der ÖPNV und Einkaufsmöglichkeiten – die jedoch auch ganz deutlich an der Spitze der Verschlechterungen stehen. Gleiches gilt für die Nachbarschaft: Diese wird von vielen Befragten als Verbesserung, von noch mehr Befragten als Verschlechterung angegeben. Bezüglich der Umweltveränderungen geben wiederum etwa gleich viele Befragte die Zunahme von Lärm als Verschlechterung und die Verbesserung der Luftqualität/Umwelt als Verbesserung an (freilich erlauben die dahinter stehen Fallzahlen von sieben bzw. fünf Befragten eigentlich keine Interpretation).

Weitere quantitative Angaben

Die Gespräche wurden auch genutzt, um Survey-Fragen, die für die »Vermächtnisstudie«, die von *infas* (Institut für angewandte Sozialwissenschaft) und dem WZB (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) durchgeführt wurde (vgl. Allmendinger 2017) und einer Stichprobe von Menschen in ganz Deutschland gestellt wurden¹⁰, auch den Gesprächspartner im Ruhrgebiet zu stellen. Da die Gespräche im Ruhrgebiet schon liefen als die »Vermächtnisstudie« bekannt wurde, konnten die entsprechenden Fragen aber nicht allen 41 Gesprächspartnerinnen und -partnern gestellt werden, sondern nur 29.

¹⁰ *Infas* befragte mit der CAPI-Methode (d. h. mit einem Notebook »face-to-face« bei den Befragten zuhause) etwa 3000 Personen der Wohnbevölkerung im Alter von 14 bis 80 Jahren. Folgende Landkreise bzw. Städte wurden erfasst: Bochum, Bottrop, Dortmund, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Hagen, Hamm, Herne, Mülheim an der Ruhr, Oberhausen und Recklinghausen.

	Häufig- keit	Prozent	Gültige Prozente	Kumu- lierte Prozente
Nichts	44	27,5	27,5	27,5
Blank	39	24,4	24,4	51,9
Einkaufen	13	8,1	8,1	60
ÖPNV	11	6,9	6,9	66,9
Nachbarschaft	8	5	5	71,9
Straßen	8	5	5	76,9
Infrastruktur	6	3,8	3,8	80,6
Müll und Dreck	6	3,8	3,8	84,4
Luftqualität	4	2,5	2,5	86,9
Medizinversorgung	4	2,5	2,5	89,4
Freizeitangebot	3	1,9	1,9	91,3
Radwege	3	1,9	1,9	93,1
Sonstiges	2	1,3	1,3	94,4
Grünanlagen	2	1,3	1,3	95,6
Nicht beurteilbar	2	1,3	1,3	96,9
Betreuung Kinder	1	0,6	0,6	97,5
Lärm	1	0,6	0,6	98,1
Umwelt	1	0,6	0,6	98,8
Verkehr	1	0,6	0,6	99,4
Wohnungsangebot	1	0,6	0,6	100
Gesamt	160	100	100	

(a) Bereiche, in denen das Leben in der Wohngegend besser geworden ist

	Häufig- keit	Prozent	Gültige Prozente	Kumu- lierte Prozente
Nichts	37	23,1	23,1	23,1
Blank	30	18,8	18,8	41,9
Einkaufen	19	11,9	11,9	53,8
Nachbarschaft	18	11,3	11,3	65
Verkehr	11	6,9	6,9	71,9
Ausländer	9	5,6	5,6	77,5
Lärm	7	4,4	4,4	81,9
Müll und Dreck	5	3,1	3,1	85
Parkplätze	5	3,1	3,1	88,1
Nicht beurteilbar	3	1,9	1,9	90
Straßen	3	1,9	1,9	91,9
Grünanlagen	2	1,3	1,3	93,1
Infrastruktur	2	1,3	1,3	94,4
Kriminalität	2	1,3	1,3	95,6
Sonstiges	2	1,3	1,3	96,9
Lokale	1	0,6	0,6	97,5
Luftqualität	1	0,6	0,6	98,1
ÖPNV	1	0,6	0,6	98,8
Spielmöglichkeiten	1	0,6	0,6	99,4
Wohnungsangebot	1	0,6	0,6	100
Gesamt	160	100	100	

(b) Bereiche, in denen das Leben in der Wohngegend besser geworden ist

Tabelle 2.3: Bereiche, in denen das Leben in der Wohngegend sich verbessert oder verschlechtert hat. (Quellen: SOEP Kurzfragebogen zum »Leben im Ruhrgebiet« 2015; eigene Berechnungen.)

Bei der »Vermächtnisstudie« ging es darum, festzustellen, wie die Menschen in Deutschland sich ihre Zukunft vorstellen. Aus einer Vielzahl von Fragen wurden für das Ruhrgebiets-Projekt zwei Fragenblöcke ausgewählt. D. h., im Laufe eines Gesprächs wurden zwei aus je drei Teilfragen bestehende »Survey-Fragen« gestellt und mit einer vorgegebenen Skala beantwortet:

1. Neues beginnen

- »Wie wichtig ist es aus Ihrer gesamten Lebenserfahrung heraus, etwas ganz Neues zu beginnen?«
- »Wenn es nach Ihnen ginge: Wie wichtig sollte es allen Menschen in Zukunft sein aus Ihrer gesamten Lebenserfahrung heraus, etwas ganz Neues zu beginnen?«
- »Und von Ihren Wünschen abgesehen: Wie wichtig wird es den Menschen in Zukunft tatsächlich sein, etwas ganz Neues zu beginnen?«

2. »Wir«-Gefühl

- »Bitte sagen Sie nun aus Ihrer persönlichen Lebenserfahrung heraus: wie wichtig ist es Ihnen, ein ›Wir-Gefühl‹ zu haben?«
- »Wenn es nach Ihnen ginge: Wie wichtig sollte es nachfolgenden Generationen in Zukunft sein, ein ›Wir-Gefühl‹ zu haben?«
- »Und von Ihren Wünschen abgesehen: Was glauben Sie, wie wichtig wird das für nachfolgende tatsächlich sein?«

Die Antworten konnten auf der Skala von 1 (=sehr wichtig) bis 7 (=überhaupt nicht wichtig) gegeben werden.

Tabelle 2.4 zeigt die Durchschnitte der Antworten der Gesprächspartnerinnen und -partner im Vergleich mit den Angaben aller Befragten der »Vermächtnisstudie« in Deutschland und der Befragten im Ruhrgebiet.

	Gesprächs- part- ner/-innen	Ruhrgebiet		Deutsch- land
		45+	Alle	Alle
Wichtigkeit etwas Neues zu beginnen				
für sich selbst	2,29	2,78	2,73	2,83
für nachfolgende Generationen	2,05	2,05	2,1	2,22
Tatsächliche Wichtigkeit				
von nachfolgende Generationen	3,07	2,92	2,92	3,17
Wichtigkeit »Wir-Gefühl«				
für sich selbst	2,33	1,79	1,68	1,87
für nachfolgende Generationen	2,07	1,73	1,82	1,76
Tatsächliches »Wir-Gefühl«				
von nachfolgende Generationen	4,05	3,45	3,31	3,57
N	29	69	110	3 096

Tabelle 2.4: Wichtigkeit von Neuem und »Wir-Gefühl«. (Quellen: eigene Gespräche; Allmendinger 2017; Berechnungen durch Jan Wetzel (WZB))

Tabelle 2.4 zeigt für alle dargestellten Populationen, dass die Gesprächspartnerinnen und -partnern sowie die Befragten glauben, dass es für die nachfolgenden Generationen tatsächlich weniger wichtig sein wird als der heutigen Generation, etwas Neues zu beginnen und ein »Wir-Gefühl« für wichtig zu halten. Dies ist umso bemerkenswerter, weil gleichzeitig alle davon überzeugt sind, dass es für die nachfolgenden Generationen noch wichtiger wäre, etwas Neues zu beginnen und ein »Wir-Gefühl« zu haben als das heute der Fall ist.

Gemessen an diesen identischen Mustern bei den Gesprächspartnerinnen und -partnern sowie bei den Befragten ist es zweitrangig, dass die »Niveaus« der Antworten bei den Gesprächspartnerinnen und -partnern einerseits und den Befragten andererseits leicht unterschiedlich sind; zumal der Zufallsfehler bei nur 29 Gesprächspartnerinnen und -partnern groß ist.

2.2.1 Ansprechen der Gesprächspartnerinnen

Es wurden 35 Haushalte kontaktiert.¹¹ Von den 35 Haushalten konnten vier (11 Prozent) nicht erreicht werden (es ging niemand ans Telefon oder die Nummern waren nicht mehr aktuell). Von vier weiteren Haushalten (11 Prozent) wurden Absagen ausgesprochen. Allerdings sagte ein Haushalt davon zunächst zu (dieser Termin wurde am Interviewtag aufgrund von terminlichen Schwierigkeiten abgebrochen). Die vier Haushalte, die absagten, taten dies aus zeitlichen Gründen, aufgrund eines Todesfalls und aus nicht ausreichendem Interesse. Insgesamt nahmen 27 Haushalte (77 Prozent) an der Befragung teil.

In den 35 Haushalten standen insgesamt 47 Personen zur Befragung zur Verfügung. Davon nahmen 10 Personen (21 Prozent) nicht am Interview teil. Insgesamt wurden 37 Personen (79 Prozent) von allen Kontaktierten befragt.¹² Unter den 37 Personen waren 9 Paare (24 Prozent).

Folgende Landkreise bzw. Städte wurden erfasst: Bochum (einschließlich Wattenscheid), Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Gelsenkirchen, Gladbeck, Herne, Mettmann und Oberhausen. Damit wurden 8 von 16 Landkreisen bzw. Städten der Erhebung in 1968 und 6 von 14 Landkreisen bzw. Städten der Vermögensstudie 2015 abgedeckt.

Die Gespräche wurden vom Projektleiter selbst, Gert G. Wagner, in der Zeit vom 18. Januar 2017 und 27. März 2017 geführt. Eine Gesprächspartnerin hatte später auch Gelegenheit, die SOEP-Befragung dem Bundespräsidenten zu erläutern, der sich Ende Juni 2017 über das seit 1984 laufende SOEP informieren ließ (www.diw.de/sixcms/detail.php?id=diw_01.c.562490.de).

¹¹ Das Kontaktieren erfolgte durch Stefan Siebert. Das Vorgehen wird – verallgemeinert – beschrieben von Siebert und Wagner 2017.

¹² Das Reise- und Zeitmanagement wurde von Angelika Dierkes durchgeführt.

3 Bewohner (aus dem SOEP) haben das Wort zum Wandel angesichts von Bildern aus ihrer Nachbarschaft

Gert G. Wagner

Es sei bereits eingangs gesagt: Gespräche mit Menschen, die nicht besondere Berufe oder Schicksale haben, sondern die zufällig für eine Befragung und Gespräche ausgewählt wurden, verlaufen größtenteils unspektakulär. Denn die allermeisten Menschen versuchen, ein ruhiges und geordnetes Leben zu führen. Das gelingt keineswegs immer – sei es aus persönlichen oder gesellschaftlichen Gründen –, aber den meisten gelingt es, und deswegen beschreiben die Menschen selbst einen so dramatischen Wandel, wie er im Ruhrgebiet seit den 1960er-Jahren stattgefunden hat, positiv. Im Ruhrgebiet mag das auch damit zusammenhängen, dass die jetzt älteren Menschen dort in der Zeit bis in die 1960er Jahre hinein, als die Gegend boomte, ein schweres Leben kennengelernt haben.

Methodisch zu bedenken ist, dass die Älteren, mit denen man heutzutage sprechen kann, im Ruhrgebiet geblieben sind. D. h., sie hatten Glück oder haben sich mit den schwierigen Zeitläuften arrangiert. Kein einziger Gesprächspartner hat die alte Zeit verklärt – aber sie wird mit positiven Erinnerungen verbunden. Dabei ist auch zu bedenken, dass die in Abschnitt 1 dargestellte Analyse der Lebenszufriedenheit im Ruhrgebiet und derer der Gesprächspartnerinnen und -partner gezeigt hat, dass diese überdurchschnittlich mit ihrem Leben zufrieden sind.

Bergbau, Industrie und Infrastruktur



In Oberhausen erzählt ein Rentnerehepaar, das als Nationalität »albanisch« angibt, aber die serbische Staatsangehörigkeit hat, wie der Mann 1973 in ein

Abbildung 3.1: BO · DA · 05 Rangierbahnhof BO-Dahlhausen, im Hintergrund Schornsteine der Dr. C-Otto-Werke. Die Ruhrthalbahn erreichte 1863 Dahlhausen, sie diente dem Personenverkehr und dem Kohletransport der Ruhrtalzechen. Westlich des Bahnhofs entstand in den Ruhrauen ein 1 km langer Rangierbahnhof, der etwa 20 Rangier- und Aufstellgleise enthielt. In den 60er-Jahren wurden hier täglich bis zu 2.000 Güterwagen abgefertigt. Nach dem Zechensterben verlor er seine Funktion. In den 90er-Jahren wurden die Gleise abgebaut. Bis etwa 2010 entstand auf dem östlichen Teil das Wohngebiet »Ruhrauenpark«. 2016 begann eine Erweiterung nach Westen. Die Gründerzeithäuser an der Dr.-C.-Otto-Straße (re) wurden durch kleinere Gebäude ersetzt. (Quelle: Scharioth und Schröpfer 2017)

Thyssen-Wohnheim kam. Er erinnert es als »ganz modern«; und: »die haben uns gut behandelt«. Sogar vierzehn Tage lang haben die neuen Gastarbeiter (wie man damals sagte) mit Dolmetschern die Stadt kennengelernt.

Menschen, die früh als sogenannte Gastarbeiter ins Ruhrgebiet kamen (und sich auch heute noch selbst so bezeichnen), und auch deren Kinder haben noch von Siedlungen profitiert, die um Zechen, die Schwerindustrie oder große Rangierbahnhöfe herum entstanden sind (Abbildung 3.1 auf der vorherigen Seite).¹ Sie berichten vom sozialen Zusammenhalt in diesen Siedlungen, in denen es keine Rolle spielte, woher man kam. Wer malochte, gehörte dazu – die Kinder selbstverständlich auch.



Und als Kind in einer Eisenbahnersiedlung musste man nicht Schäfchen zählen, um einzuschlafen, sondern die Rangiergeräusche wiegten Kinder in den Schlaf, wie der Sohn eines Gastarbeiters der ersten Generation in Duisburg berichtet. Er beklagt zugleich, dass in den letzten Jahren »Jugendzentren zum Teil geschlossen wurden« – obwohl er solche Zentren als wichtig erlebt hat. Die rote Klinkerwand der Duisburger Kupferhütten, an der er oft vorbeiging, ist ihm noch in starker Erinnerung (Abbildung 3.2). Was dahinter geschah, blieb geheimnisvoll.



Das Auseinanderbrechen der Werksiedlungen – bedingt durch die Schließung vieler Betriebe – kann wahrscheinlich im Hinblick auf die heute vielfach nicht gelingende Integration von Zuwanderern und deren Kindern nicht überschätzt werden. Homogene Zuwandererquartiere bieten den Menschen heutzutage durchaus Möglichkeiten für ein gutes Leben – aber gleichzeitig erschweren sie den Zusammenhalt der gesamten Gesellschaft. Trotzdem ist in den Gesprächen aufgefallen: Kein einziger Gesprächspartner, auch nicht die, die in Eisenbahn- und Hütten-siedlung eine sehr gute Nachbarschaft erlebt haben, verklärt diese Zeit. Zumal sie bei allen Gesprächspartnern, die im Bergbau und in Hütten gearbeitet haben, mit gesundheitlichen Problemen verbunden waren und es noch

¹ Die kurzen Kommentare zu den Fotos wurden – unabhängig von den hier dokumentierten Anmerkungen der Gesprächspartner – von Günter Fuderholz und Joachim Scharioth verfasst.

Abbildung 3.2: DU · HO · 11 Werksanlagen der Duisburger Kupferhütte. Die Hütte wurde 1876 gegründet, war bis 1979 im Eigentum der deutschen Chemie-Industrie und produzierte Schwefelsäure durch Abbrand von Schwefelkies, wobei als Reststoffe Kupfer, Zink, Blei und Silber weiterverarbeitet wurden. Als die chemische Industrie die Produktion von Schwefelsäure grundsätzlich umstellte, geriet die Hütte mit 3.700 Beschäftigten um 1970 in eine Existenzkrise und wurde nach längerem Siechtum 1979 an die britische Rio Tinto Group verkauft, die 1981 eine Stiftung als neuen Gesellschafter gründete und die Firma als »DK Recycling und Roheisen« neu aufstellte. DK produziert mit etwa 250 Beschäftigten fast rückstandsfrei hochwertiges Roheisen und Nebenprodukte aus Reststoffen der Hütten- und Chemie-Industrie und ist weltweit der größte Betrieb dieser Art. Große Teile der früheren Betriebsgebäude und -flächen werden heute von anderen Firmen genutzt. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Abbildung 3.3: OB · ALO · 01 Die Zeche Alstaden kurz vor der Stilllegung. Von 1859 bis 1972 wurde hier Anthrazitkohle vorwiegend für den Hausbrand gefördert und teilweise in einer Brikketfabrik verarbeitet. Nach der Stilllegung wurden die oberirdischen Anlagen fast vollständig abgerissen. 1981 wurde das Gelände überwiegend als Wohngebiet ausgewiesen und in der Folgezeit mit Reihen-, Doppel- und Einzelhäusern sowie einigen Mehrfamilienhäusern bebaut. An die Zeche erinnern noch die Protego-Hauben der verfüllten Schächte. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

heute sind.



Abbildung 3.4: BO · WE · 08 Die ehemalige Rombacher Hütte des »Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation«. Die ab 1889 errichtete Hütte wurde 1969/70 stillgelegt. 1980 erwarb die Stadt das ca. 40 ha große Gelände und ließ dort einen Gewerbepark erschließen und vermarkten, der von zahlreichen Firmen aus unterschiedlichen Branchen genutzt wird. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.5: BO · WE · 10 Schornstein-Batterie der ehemaligen »Rombacher Hütte« an der Schützenstraße. Derselbe Blick trifft heute im Sommer auf eine blickdichte Baumreihe, im Winter ist die »Werkstatt Constantin-Bewatt« für Menschen mit Behinderungen der Diakonie Ruhr zu sehen, die sich im nach 1980 entstandenen Gewerbepark »Rombacher Hütte« befindet. Die früher stadtbildprägende Wirkung des Areals ist verschwunden. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Eine Anwohnerin erzählt angesichts der neuen Reihenhäuser, die auf dem Gelände der ehemaligen »Zeche Alstaden« stehen, dass diese mit »Muskelhypotheken« gebaut wurden, nämlich mit jeder Menge Selbsthilfe (Abbildung 3.3 auf der vorherigen Seite). Alteingesessene nennen diese Gegend auch »Marmeladensiedlung«, weil für die »Häuslebauer« anfänglich das Geld für die Wurst auf dem Brot gefehlt habe. Öfter sind auf ehemaligen Industriegelände freilich Klein- und Mittelgewerbe angesiedelt worden (Abbildung 3.4 bis 3.6) – mit mehr oder weniger Erfolg.

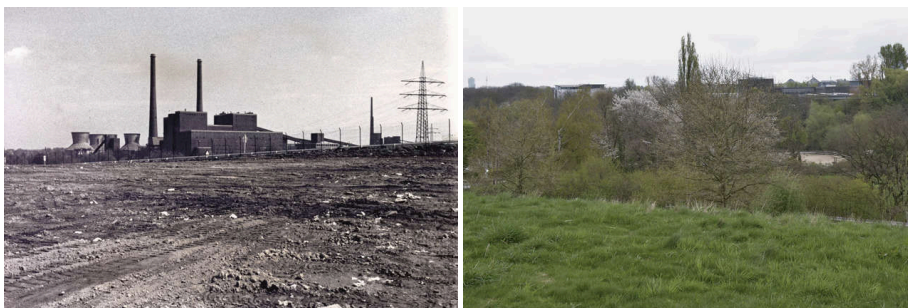


Abbildung 3.6: BO · WE · 06 Kraftwerk Springorum, Blick von der Deponie »Holtbrügge«. Das Kohlekraftwerk wurde 1958–61 errichtet und war eine weithin sichtbare Industrie-Kathedrale. 1986 wurde es stillgelegt. An seiner Stelle wurde der 9 ha große »Innovationspark Springorum« erschlossen, in dem sich Bürogebäude, eine Schule und das 1997 von Ratingen hierher gezogene »EBZ Europäisches Bildungszentrum der Wohnungs- und Immobilienwirtschaft« befinden. Das EBZ bietet mit 110 Lehrkräften und 200 freiberuflichen Dozenten Angebote für 1.400 Berufsschüler, 900 Studenten und zahlreiche Lehrgangsteilnehmer an. Der Park war 2016 noch nicht vollständig vermarktet. Derselbe Blick wie 1972 geht heute von der aufgeschütteten Deponie nach unten über eine Kleingartenanlage und einen Grüngürtel auf das frühere Kraftwerksgelände. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Nahezu jeder Betrachter der Fotos des Zentrums von Bochum-Langendreer (Abbildung 3.7 auf der nächsten Seite) wird sagen, dass die Gegend besser geworden ist. Aber ein Gesprächspartner, der in den 1960er-Jahren dort groß wurde, erinnert sich mit Freude daran, dass man damals auf Asche Fußball spielen konnte. »Die Wand unter dem Fenster war unser Tor.«

Aber es gab nicht nur Mietskasernen und kleine Reihenhäuschen, in denen heute niemand mehr wohnen möchte, sondern, so erzählt eine Frau in Gladbeck, auch große Reihenhäuser mit großem Garten (1 000 qm): »Steiger-Villen« (Abbildung 3.8 auf der nächsten Seite).



Abbildung 3.7: BO · LAZ · 13 Südlich des Marktplatzes. Die historische Bebauung aus der ländlichen Tradition in der Bildmitte fiel dem Marktplatz zum Opfer, das Fachwerkhaus an der Batestraße (re) wurde in den 70er-Jahren abgerissen und auf dem Grundstück 30 Jahre später ein neues großes Wohngebäude errichtet. Der Wohnkomplex gegenüber auf der Ostseite des Marktplatzes wurde modernisiert. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.8: GLA · BR · 01 Bergschäden am Wohnhaus einer ehemaligen Werksiedlung. Vermutlich wurde das große Doppelhaus privatisiert, denn es wurden in beiden Haushälften unterschiedliche neue Fenster eingebaut. Das Äußere des Hauses ist im Wesentlichen unverändert, die Bergschaden-Risse wurden jedoch beseitigt. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.9: BO · DA · 04 Zweifamilienhäuser am Hang. Die 2 Häuser im Vordergrund wurden modernisiert, am linken Haus wurde der Vorgarten neu gestaltet, am rechten Haus eine Garage angebaut. Das Haus im Hintergrund (mi) wurde abgerissen und auf einem großen Hammergrundstück eine Reihenanlage mit 15 Häusern gebaut, die hinter den Bäumen liegt und nicht sichtbar ist. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Die kleinen Reihenhäuser sind heutzutage oft sehr schön renoviert. Schornsteine auf Häusern wurden weniger – und Industrieschornsteine verschwanden massenhaft völlig (und einige wurden zu Denkmälern). Ihr Verschwinden erzählt vom umfassenden Wandel des Ruhegebietes. Weniger bedeutsam (da in ganz Deutschland beobachtbar), aber auch deutlich sichtbar, ist das Verschwinden von Strom- und Telefon-Freileitungen (Abbildung 3.9 auf der vorherigen Seite).



Abbildung 3.10: BO · LAZ · 07 Im Zentrum. Die Geschäfts-Wohnhäuser in der »Alten Bahnhofstraße« aus der Zeit um 1900 wurden modernisiert und einige aufwendige Fassaden originalorientiert neu gestaltet. Der Straßenabschnitt wurde zur verkehrsberuhigten Zone mit großen Baumbeeten umgewandelt. Im Sommer machen die beidseitig neu gepflanzten Baumreihen das schöne Straßenbild nahezu unsichtbar. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)



Abbildung 3.11: GE · BUZ · 06 Stadtvilla aus der Gründerzeit. Das Gebäude an der Hochstraße wurde 1897 als Wohnhaus und Steuerkasse gebaut und steht seit 1987 unter Denkmalschutz. 1972 beherbergte es eine Arztpraxis, 2015 ein Rehabilitationszentrum. Äußerlich ist das Haus unverändert. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)

Ganz typisch sind die inzwischen vielen verkehrsberuhigten Straßen, wo – wie ein Gesprächspartner sagt – die »kleinen Geschäfte kommen und gehen«. Wie in etlichen Städten in Westdeutschland sind viele Fußgängerzonen entstanden und grobe Pflastersteine aus den Straßen verschwunden. Oder hässlicher Asphalt wurde durch eine moderne schicke Pflasterung ersetzt (Abbildung 3.10). Eine in Gelsenkirchen-Buer geborene Gesprächspartnerin spricht davon, dass »die intakte Kleinstadt mit dörflichem Charakter« erhalten geblieben ist (Abbildung 3.11).



Abbildung 3.12: DU · NN · 04 Genossenschaftliche Wohnanlage. Die 3-geschossigen Wohnhäuser mit Wohngeschoss im Dach gehören zu einer größeren Wohnanlage der 1905 als Beamtenwohnungsverein gegründeten Wohnungsgenossenschaft Duisburg-Süd eG. Die Gebäude wurden inzwischen umfassend modernisiert, haben dabei Wärmedämmung, neue Fenster und Zentralheizung erhalten. Die rückwärtigen Loggien wurden durch vorgestellte Balkone vergrößert. Die zahlreichen Wäschestangen im Hof sind verschwunden, dieser wurde als zusammenhängende Grünanlage gestaltet. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)

Betrachtet man die alten Fotos, dann fallen – neben den geschwärzten Fassaden – Nutzgärten, Teppichklopf-Stangen und Wäscheleinen auf. Diese sind heute weitgehend verschwunden, ebenso wie Nutzgärten hinter Wohnblocks oder den Reihenhäusern der Werkssiedlungen (Abbildungen 3.12 bis 3.14 auf der nächsten Seite). Der Wandel der Versorgung mit Obst und Gemüse sowie der Waschwohnheiten dürfte auf eine der größten Veränderungen zurückzuführen sein,



Abbildung 3.13: BO · WE · 09 Doppelhaus. Die Häuser sind Teil einer früheren Werkssiedlung nahe der Zeche Prinz Regent. Die Bewohner haben die Häuser schon vor Jahrzehnten von einer großen Wohnungsbaugesellschaft gekauft und seitdem individuell modernisiert und die Dächer ausgebaut. Aus den Nutzgärten sind Freizeitgärten geworden. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.14: HER · SO · 18 Splitter einer ehemaligen Werkssiedlung am südöstlichen Stadtrand. Die isoliert gelegenen 3 Wohnhäuser in landschaftlich geprägter Lage sind privatisiert und in den letzten Jahren umfassend modernisiert und teilweise umgestaltet worden. Aus den Nutzgärten in Hanglage wurden Freizeitgärten. Aus der einheitlich konzipierten Siedlung wurden individuelle Wohnhäuser. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

die es nicht nur im Ruhrgebiet sondern in ganz Deutschland gab: die Erwerbstätigkeit der Ehefrauen. Nicht, dass sie früher nicht gearbeitet hätten. Es war aber mehr Hausarbeit und in Arbeiterhaushalten auch Nebenerwerbstätigkeit – die kein Statistiker zählte: Putzen, Nähen, Kochen bei Familienfeiern.

Öffentlicher Nahverkehr wurde bedeutsam

Was auffällt: Der Ausbau des ÖPNV wird von vielen Gesprächspartnern gelobt – aber gleichzeitig wird beklagt, dass er nach wie vor zwischen den verschiedenen Städten zergliedert ist (Abbildungen 3.15 bis 3.17 auf der nächsten Seite). Umsteigezeiten passten nicht gut zusammen. Und wenn man Einzelfahrscheine löst, um längere Strecken zu fahren, braucht man zig verschiedene Fahrkarten. Für andere ist der Straßenbau wichtig. Ein mittelaltes Paar nennt als Teil der Lebensqualität: »Wir sind sofort auf der Autobahn« (Abbildung 3.18 auf der nächsten Seite).



Abbildung 3.15: DO · DB · 01 Nahverkehrsbahnhof Dortmund-Möllerbrücke, Autogarage in der Bahnböschung. Die Bahnstrecke wurde elektrifiziert und ein völlig neuer Bahnhof gebaut. Die Wohnhäuser in der Umgebung wurden modernisiert. Die Autogarage an der Bahnböschung ist dieselbe, die Zufahrt wurde an die Ostseite verlegt. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.16: E · SO · 03 Steeler Straße. Die Straße hat ihre Funktion als wichtige Ausfallstraße mit Straßenbahn vom Zentrum nach Südosten behalten, wurde inzwischen aber neu gestaltet und dabei der ÖPNV-Haltebereich baulich abgegrenzt. Die Häuser stammen überwiegend aus dem Wiederaufbau der Nachkriegszeit und wurden modernisiert, die Erdgeschosszone bleibt gewerblich genutzt. Der Wasserturm aus dem Jahr 1884 wird weiter genutzt und ist seit 1985 Baudenkmal, statt eines Restaurants hat jetzt die Essener Tafel hier ihren Sitz. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

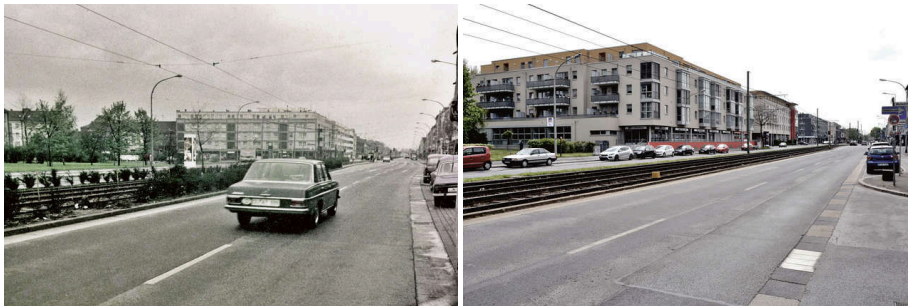


Abbildung 3.17: DU · WAZ · 18 Mietwohnhäuser in der Düsseldorfer Straße. Der Wohnblock im Foto oben ist inzwischen modernisiert und dabei äußerlich umgestaltet worden. Die Freifläche an der Straße wurde nach 2005 mit einem 5-geschossigen Doppel-Wohnhausblock bebaut. Dafür wurden sogar 2 ältere Wohnzeilen aus den 50er-Jahren abgerissen. Die breite Ausfallstraße mit Straßenbahn auf eigenem Gleiskörper ist unverändert. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.18: OB · STN · 03 Am Nordfriedhof. Auf dem früheren Hofgrundstück ist eine neue, dicht bebaute Reihenhaus-Anlage entstanden. Das ältere Eckhaus an der Kreuzung (re) wurde modernisiert. Die Fläche im Vordergrund gehört inzwischen zum Nordfriedhof, der sich bis an die Straße ausgedehnt hat. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Nicht nur mehr, sondern auch anderes Grün im Ruhrgebiet



Das Ruhrgebiet ist heutzutage nicht mehr verdreckt, sondern ausgesprochen grün. Anfang der 1970er-Jahre standen noch in vielen Straßen gar keine Bäume oder sie waren frisch angepflanzt. Jetzt sind sie stattlich. Zwei typische Bilder: Anfang der 1970er-Jahre stand ein Bäumchen am Straßenrand; heute ein Baum (Abbildungen 3.19 und 3.20).

Ein junger Baum hatte nur wenig offenes Erdreich um sich herum. Das ist jetzt mehr geworden, dafür aber ungepflegt, weil die Anwohner – wie eine Gesprächspartnerin etwas wehmütig feststellt – sich nicht mehr kümmern (»Frau T. hat das früher mit gemacht«) (Abbildung 3.21).



Ein Ehepaar in Alstaden-Ost (in Oberhausen) erzählt stolz von der japanischen Kirschblüte. Die Bäume hatte ein Verwandter vor Jahrzehnten nach Alstaden gebracht (Abbildung 3.22 auf der nächsten Seite).

Duisburg, das bundesweit ja einen schlechten Ruf hat, ist für ein Ehepaar aus Brandenburg zur Heimat geworden, weil es so viel an Veranstaltungen bietet und so sehr von Radwanderwegen umgeben ist, dass man es toll finden muss (Abbildung 3.23 auf der nächsten Seite).

Abbildung 3.19: HER · SO · 02 In der Saarstraße. Die Straße nahe des Zentrums von Sodingen gibt mit ihrer unterschiedlichen aber vollständig erhaltenen Bebauung aus der Vorkriegszeit das typische Bild einer zentrumsnahen kleinstädtischen Ruhrgebietsstraße wieder. Die Häuser wurden modernisiert und erhielten aufgefrischte Fassaden, der Kiosk (re) wurde in eine Garage verwandelt, die Straße selbst verkehrsberuhigt gestaltet und die Baumstreifen durch Entsiegelung vergrößert. Die Platanen blieben erhalten und sind kräftig gewachsen. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Abbildung 3.20: GLA · BR · 14/15 Wohnzeile. Die Zeile der 2-geschossigen Mietwohnungshäuser in der Sauerländer Straße ist Teil eines größeren Wohngebiets gleichartiger aufgelockerter Bebauung, das in den 50er- und 60er-Jahren »auf der grünen Wiese« entstanden ist. Die Häuser sind modernisiert worden, das Abstandsgrün zur Straße ist gepflegt, und die Bäume sind kräftig gewachsen. Das Haus in der Bildmitte hat »nur« neue Fenster erhalten, wurde aber nicht im Ganzen erneuert. Die Straßenschilder wurden durch neue derselben Typs ersetzt. Die Einzelhäuser auf der anderen Straßenseite wurden in unterschiedlichem Umfang erneuert. Am Haus rechts wurde die Hecke durch einen Zaun ersetzt. Der Bürgersteig hat einen neuen Belag erhalten. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Abbildung 3.21: BO · DA · 11 Villa mit Aussicht. Das Haus (li) wurde modernisiert, ein danebenliegender Garten wurde mit einem Mehrfamilienhaus bebaut, die alte Pracht ist also verschwunden. Straße und Bürgersteig sind im alten teilweise abgenutzten Zustand. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.22: OB · ALO · 10 Hochwertige Mehrfamilienhäuser. Die Häuser im Stil der 20er-/30er-Jahre in der Kewerstraße wurden vermutlich für Führungskräfte der fußläufig gelegenen Zeche Alstaden gebaut. Das mittlere und das linke Haus sind äußerlich unverändert und gut instand gehalten, das Haus rechts versteckt seine Klinkerfassade hinter einem neuen Wärmedämmputz. Der Bürgersteig wurde erneuert und erhielt einen Radstreifen, ältere Straßenbäume wurden durch neue ersetzt. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)



Abbildung 3.23: DU · ZE · 17 In der Friedrich-Wilhelm-Straße. Im Zuge des innerstädtischen Stadtbahnbaus wurden die Straßenbahngleise nach 1990 entfernt, stattdessen wurde ein Grünstreifen mit inzwischen hohen Bäumen angelegt, der ein anderes Straßenbild erzeugt hat. In der linken Bildhälfte ist der Beginn des 7 ha großen Kantparks zu sehen, der aus einem Villengarten hervorgegangen ist und 1925 öffentlich gemacht wurde. Im Park wurde 1964 das Wilhelm-Lehmbruck-Museum gebaut, das den Park mit einer festen und temporären Skulpturen-Ausstellung(en) schmückt. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Als es noch kurze Öffnungszeiten gab

Eine in Bochum-Dahlhausen aufgewachsene und dorthin zurückgekehrte Frau erzählt beim Anblick eines verschwundenen Kiosks aus ihrer eigenen Kindheit (Abbildung 3.24): Noch in den 1980er-Jahren war die »Gemischte Tüte« mit süßen Leckereien, die es an Trinkhallen und Kiosken gab, etwas Besonderes für viele Kinder. Eine andere Gesprächspartnerin in Dahlhausen erinnert sich an leckere »Matsch-Brötchen«: Zwischen zwei Brötchenhälften wurde ein »Negerkuss« (so hieß das damals noch) zerquetscht!



Abbildung 3.24: BO · DA · 10 Straßengabelung an der Dr.-C.-Otto-Straße. Der Kiosk vor dem alten Einfamilienhaus ist verschwunden, das Haus selbst wurde erneuert, dabei das Dach ausgebaut, ein anderer Zugang mit Vorbau gebaut und ein üppiger Vorgarten angelegt. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Nach wie vor gibt es viele Kioske und Trinkhallen im Ruhrgebiet. Aber es gab auch, wie alle erzählen, einen meist bedauerten Rückgang. Zur Unterscheidung zwischen Kiosk und Trinkhalle wussten einige Gesprächspartner zu berichten: »In Trinkhallen kann man reingehen; bei einem Kiosk muss man draußen stehen.«

Und neben den Trinkhallen gab es natürlich Eckkneipen in Hülle und Fülle. Eine Dortmunderin berichtet: »Früher galt in Bierkneipen die Regel: Wer sich an den Tresen setzt, wollte reden, und man bekam solange Bier hingestellt wie man nicht nein sagte«. Aber heutzutage ist ihr die »wohltuende Anonymität« wichtig, »aber man ist immer freundlich miteinander«.



Abbildung 3.25: DO · DB · 06 An der Regionalbahn. Der Schuppen an der Rittershausstraße an der Nordseite der Regionalbahnstrecke durch die südliche Innenstadt wurde abgerissen, dort befindet sich seit den 70er- oder 80er-Jahren ein öffentlicher Parkplatz. Die danebengelegene Fußgängerbrücke aus den 50er-Jahren wurde durch eine neue ersetzt. Die Bahnstrecke wurde elektrifiziert. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)

Der Schmelztiegel hier sollte ein Vorbild für andere Bundesländer sein. Schmunzelnd fügt sie an: »Dortmund hat von allem immer das Größte«; so hat die Westfalenhalle »natürlich weltweit die beste Akustik« (Abbildung 3.25).

Ruhr-deutsch! Oder doch nicht?

In Dortmund-Stadtmitte erzählt eine Frau: »Ich bin ruhr-deutsch, habe kein Karnevals-Gen; in Oberhausen ist Schluss, in Duisburg fängt das Rheinland an.« Und in der Tat: das Ruhrgebiet ist von einer enormen Kleinteiligkeit und von Lokalstolz geprägt. In vielen Gesprächen wurde dies deutlich.



Abbildung 3.26: DU · BEC · 09 Hausgruppe mit der Laurentiuskirche. Um die 1904-6 gebaute kath. Laurentiuskirche befindet sich ältere zum Teil niedriggeschossige Bebauung, die in stadtteiltypische 3-geschossige Nachkriegsbebauung übergeht. Alle Häuser sind erhalten, haben meist eine Auffrischung der Fassaden und neue Fenster erhalten. Straße und Bürgersteige sind unverändert. Wegen der höheren Pkw-Zahl wird teilweise auf den Bürgersteigen geparkt. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)

Eine wirkliche »Ruhr-Identität« ist selten anzutreffen – was bei einigen Gesprächspartnern, die politisch aktiv sind, dazu führt, dass »Kirchturmdenken« beklagt wird (Abbildung 3.26). Was wohl so manche Fehlinvestition in Gewerbegebiete und Einkaufszentren erklärt (Abbildung 3.27). Aber auch Erfolge.



Abbildung 3.27: DU · BEC · 01 Das direkt südlich des Stahlwerks Thyssen-Bruckhausen gelegene Wohnviertel an der Alsumer Straße wurde in den 80er-Jahren durch den südlich verlaufenden Emscherschnellweg (A42) und den Ausbau der Alsumer Straße zum Autobahnzubringer erheblichen Umstrukturierungen ausgesetzt und zur Wohninsel vor Hochöfen. In den 90er-Jahren wurde das gesamte Viertel aus mehreren Straßen und etwa 70 Gebäuden teils für den Straßenbau, teils von der Firma Thyssen als »Immissions-Glaci« erworben, und die Häuser wurden abgerissen. Ein Werksparkplatz nimmt eine kleine Fläche ein, der Rest ist Stadtbrache und soll als Gewerbefläche genutzt werden. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)

Eine Lokalpolitikerin erzählt stolz, dass »die Politik« das Leben im Bochumer Stadtteil »Unter-Dahlhausen« (was einen schlechteren Ruf hatte als Ober-Dahlhausen!) verbessert hat, indem aus einem stillgelegten Bahngelände der Ruhrauenpark gemacht wurde (Abbildung 3.28 auf der nächsten Seite).



Abbildung 3.28: BO · DA · 07 Ruhr-Insel südlich des Bahnhofs Dahlhausen. Die Landschaft ist unverändert, der Turm auf dem Foto von 1972 ist verschwunden. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)



Abbildung 3.29: OB · STN · 04 Im Sterkrader Wald. Der 204 ha große Wald nordöstlich des Autobahnkreuzes Oberhausen (Berlin-Köln-A2 / Hollandlinie-A3) ist das zweitgrößte Waldgebiet von Oberhausen. In den vergangenen Jahrzehnten ist ein stattlicher Buchen-Mischwald entstanden, von dem große Teile ein Naturschutzgebiet bilden. Aufgrund des starken Verkehrsaufkommens auf den Autobahnen ist der Lärmpegel in autobahnnahe Abschnitten hoch. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)

Eine junge und beruflich erfolgreiche Gesprächspartnerin, die für den Beruf nie weit wegging und jetzt wieder nach Sterkrade-Nord (in Oberhausen) zurückgekehrt ist (Abbildung 3.29), sieht die »Kleinstaaterei« anders als die Lokalpolitiker: »Weiß nicht, ob das negativ zu sehen ist.« Entsprechend beklagt eine Gesprächspartnerin in Bochum-Dahlhausen, dass die »zentralisierte« Bochumer Lokalpolitik die Vororte vernachlässigt.



Abbildung 3.30: GLA · BR · 03 Detail des Hauses einer Nachkriegssiedlung des sozialen Wohnungsbaus. Die Sanierung des Hauses erscheint wohnwertorientiert, aber nicht umfassend. Das durchfeuchtete Mauerwerk des Kellerabgangs war 2015 nicht saniert. (Quelle: Scharioth und Schröppler 2017)

In Gladbeck sagt ein Gesprächspartner, der im Künstlermilieu lebt (Abbildung 3.30): »Weil es im Kleinen gut funktioniert, wollen die Leute nicht weg.« Man lebt nicht im Ruhrgebiet und auch nicht in dessen Städten – man lebt in Stadtteilen. Ein Ehepaar sagte nicht, dass es in Bochum lebt. Auch nicht, dass es in Bochum-Dahlhausen lebt, sondern nach einem »Abstecher nach Hattingen ging es dann nach Ober-Dahlhausen und dann ›runter‹ nach Unter-Dahlhausen in die Nähe von Klein-Istanbul.« Und da möchte man nicht mehr fortziehen.

Eine Gesprächspartnerin kam als Studentin aus Asien in die Stadtmitte von Bochum. Und genau diese Gegend ist – nach mehreren Umzügen innerhalb Bochums – zur »kleinen Heimat« geworden (Abbildung 3.31 auf der nächsten Seite).

Eine Frau in Oberhausen berichtet (Abbildung 3.22 auf Seite 321): »Geboren

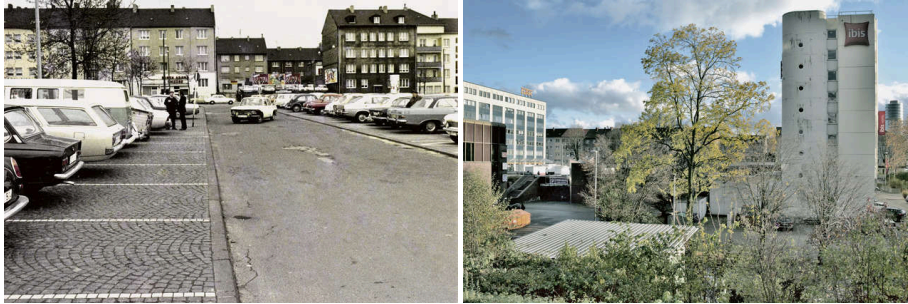


Abbildung 3.31: BO · ZE · 13 Budenbergplatz. Der im 2. Weltkrieg und mit dem späteren Bau des neuen Hauptbahnhofs südlich davon entstandene Platz wurde in den ersten Jahrzehnten umschichtig als Parkplatz und Marktplatz genutzt. Beim Bau der unterirdischen Stadtbahn entstanden hier in den 70er-Jahren deren Betriebsleitzentrale sowie ein unterirdisches Parkhaus, später wurden noch ein Bürohaus (li) sowie ein Hotel (re) errichtet. 3.800 m² dienen weiter als Park- und Marktplatz. Die Bebauung in der Ferdinandstraße ist nur wenig verändert. In der Universitätsstraße (re) ist 2013 als neue Bochumer Landmarke das 89 m hohe Exzenterhaus entstanden, ein Bürogebäude auf einem Hochbunker aus dem Jahr 1942. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

in Alstaden; Stadtmitte war schon Ausland.« Und es ist ihr sehr wichtig zu erzählen, dass der Helge Schneider (aus Mülheim und Unterhaltungskünstler, Komiker, Kabarettist, Schriftsteller, Film- und Theaterregisseur, Schauspieler und Multiinstrumentalist) seine Karriere in Oberhausen gestartet hat, u. a. in der »Fabrik K14« (www.fabrik-k14.de) – wo er laut der Gesprächspartnerin immer noch spielt, »ohne dass damit geworben wird«. »Ich liebe ihn als Jazz-Musiker, als Saxophonisten, am meisten«. Aber ein Gesprächspartner stellt auch fest: »Man merkt, dass Oberhausen keine Uni hat«.



Abbildung 3.32: GLA · BR · 10/11 Der Städtische Friedhof Gladbeck-Brauck. Inzwischen macht die parkähnliche Begrünung des Friedhofs im Sommer die modernisierte Nachkriegs-Wohnbebauung am südlichen Rand unsichtbar. Die Überquerung des Friedhofs durch eine Stromtrasse charakterisiert seine Lage in einer – teilweise ehemaligen – Industrielandschaft. Viele der neu angelegten Grabstätten von 1972 sind inzwischen aufgegeben worden. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Der (Lebens-)Künstler in Gladbeck erzählt, »das Ruhrgebiet hat genau das (schlechte) Image, das es verdient«. Er betont angesichts von Fotos, die einen Friedhof zeigen, noch: »Gladbeck hat eine coole Friedhofskultur« (Abbildung 3.32). Und eine Frau, die in Gladbeck an der Grenze zu Gelsenkirchen lebt, diagnostiziert: »Die intellektuelle Schicht ist in Gelsenkirchen dünn«.



Abbildung 3.33: GLA · BR · 13 Einfaches Mietwohnhaus der 50er-Jahre. Das Wohnhaus hat inzwischen eine »kleine Modernisierung« durch neue Fenster und einen Wetterschutz an der Giebelwand erhalten. Viele Bewohner sind Familien mit türkischen Wurzeln. (Quelle: Scharioth und Schräpler 2017)

Der Gladbecker Lebenskünstler erklärt: »Unter Kultur versteht man hier Schalkel!«. Deswegen: »Ich verstehe mitunter nicht den Lokalpatriotismus«. Aber: »Ich möchte hier persönlich nicht weg; man hängt schon an der Gegend«. Etwas präziser: »Hier ist meine Gegend: da wird man in Ruhe gelassen«. Und: »Weil es im kleinen gut funktioniert, wollen die Leute nicht weg« (Abbildung 3.33).

Alle Gesprächspartnerinnen und -partner – auch die Frau in Dortmund, die ihre Nationalität mit »ruhr-deutsch« bezeichnet hat – sind im wahrsten Sinn des Wortes lokalpatriotisch: Sie beziehen ihre Identität auf die allernächste Umgebung und nicht auf das Ruhrgebiet. In gewisser Weise gibt es das Ruhrgebiet gar nicht.

4 Zusammenfassung und Fazit

Gert G. Wagner

Für einen Wissenschaftler, der mit dem Ruhrgebiet nicht emotional verbunden ist und der wahrscheinlich Vorurteile über das Leben im Ruhrgebiet hatte, ist der vielleicht wichtigste Befund des Projektes, dass kein einziger Gesprächspartner verklärt von der guten alten Zeit gesprochen hat. Am ehesten noch »Gastarbeiter« der ersten Generation und deren Kinder, die in intakten Werksiedlungen gut aufgenommen wurden. Aber auch sie berichten von harten Arbeitsbedingungen.

Ein zentraler Befund ist auch, dass den meisten Befragten kein Stichwort einfällt, wenn sie danach gefragt werden, was in ihrer Wohngegend besser oder schlechter wurde. An der Spitze der Verbesserungen stehen der ÖPNV und Einkaufsmöglichkeiten – die jedoch auch ganz deutlich an der Spitze der Verschlechterungen stehen. Gleiches gilt für die Nachbarschaft: Diese wird von vielen Befragten als Verbesserung, von noch mehr Befragten als Verschlechterung angegeben.

Hinsichtlich konkreter Verbesserungen wurde in vielen Gesprächen ein einheitlicher ÖPNV genannt; dass also Verbindungen wirklich aufeinander abgestimmt sind und man bei Einzelfahrten ein Ticket für das ganze Ruhrgebiet kaufen kann. Dies dürfte typisch für die Menschen zwischen Ruhr und Emscher sein: Sie sind außerordentlich unaufgeregt und geben sich keinen Utopien hin. Außer der Utopie, dass Schalke wieder einmal deutscher Fußballmeister wird. Aber auch diese Utopie bezieht sich ja nicht auf das Ruhrgebiet insgesamt, sondern auf Gelsenkirchen, Gladbeck und engerer Umgebung.

Die Menschen, die vor der Zeit des ganz großen Umbruchs im Ruhrgebiet geboren sind (vor 1976) und im Ruhrgebiet geblieben sind (oder zurückkamen oder dorthin gezogen sind), haben sich mit dem Wandel nicht nur arrangiert, sondern sie nutzen die Chancen, die die Region bietet. Von der Naherholung bis zur äußerst vielfältigen Kultur. Beide Bereiche sind expandiert, weil es schlicht mehr Platz gibt, weniger Dreck sowie kleine und große Subventionen. Für diese Menschen ist das Ruhrgebiet Heimat geblieben bzw. geworden – nicht zuletzt, weil sie sich nicht als Einwohner der Metropole Ruhr fühlen, sondern als Bürgerinnen und Bürger ihrer Stadt oder – sehr oft – ihres vertrauten Stadtteils.

Literatur

- Allmendinger, Jutta (2017): *Das Land, in dem wir leben wollen – Wie die Deutschen sich ihre Zukunft vorstellen*. München.
- Fuderholz, Günter und Joachim Scharioth (1972): »Soziologie in Bildern«. In: Honisch, Dieter, Hrsg. *Szene Rhein-Ruhr '72*. Essen: Museum Folkwang.
- Landwehrmann, Friedrich, Günter Fuderholz, Uwe Marquardt und Barbara Ruhl (1970): *Das Ruhrgebiet – sein sozialer Hintergrund (Textband)*. Schriftenreihe Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk 31. Essen.
- Scharioth, Joachim und Jörg-Peter Schräpler, Hrsg. (2017): *Wege zur Metropole Ruhr – Heimat im Wandel. Das Ruhrgebiet gestern, heute, morgen*. Essen: Klartext. 256 Seiten.
- Siebert, Stefan und Gert G. Wagner (2017): »Anleitung zur Rekrutierung von SOEP-Teilnehmer/-innen für Extrabefragungen«. SOEPPaper. (in Vorbereitung).
- Wagner, Gert G., Jan Goebel, Peter Krause, Rainer Pischner und Ingo Sieber (2008): »Das Sozio-ökonomische Panel (SOEP): Multidisziplinäres Haushaltspanel und Kohortenstudie für Deutschland – Eine Einführung (für neue Datennutzer) mit einem Ausblick (für erfahrene Anwender)«. In: *AStA Wirtschafts- und Sozialstatistisches Archiv* 2 (4), S. 301–328.

Leben in der Region

Ruhrpott, Revier
oder
Metropole-Ruhr

Zusatzfragebogen

für **alle** Personen im Haushalt, die **1976 und früher** geboren sind.

Unsere Fragen beziehen sich normalerweise auf das Leben in Deutschland insgesamt. Aber Ihr Alltag findet ja nicht irgendwo in Deutschland statt, sondern vor Ort, da wo Sie leben. In Ihrer Gemeinde bzw. Stadt und insbesondere in Ihrer Nachbarschaft leben Sie Tag für Tag. Und die Gegend, in der man lebt, ist immer wieder Veränderungen unterworfen. Dort mehr, da weniger.

Mit diesem kurzen Fragebogen wollen wir erfahren wie das bei Ihnen ist? Wie stark fühlen Sie sich ihrem Wohnort bzw. Ihrer Wohngegend verbunden? Gab es in den letzten Jahren oder Jahrzehnten große Veränderungen? Wie bewerten Sie diese?

Ihre Mitarbeit ist freiwillig. Die wissenschaftliche Aussagekraft dieser Untersuchung hängt aber entscheidend von der Mitarbeit **aller** Personen in **allen** Haushalten ab.

Darum bitten wir Sie herzlich,

- unserem Mitarbeiter dieses Interview zu gewähren
- **oder** den Fragebogen sorgfältig selbst auszufüllen.

Bitte vor Übergabe unbedingt eintragen lt. Adressenprotokoll:

Nr. des Haushalts:

--	--	--	--	--	--	--	--

Vorname der Befragungsperson:

Personen Nr.:

--	--

Geburtsjahr, Geburtsmonat und Geschlecht der Befragungsperson:

1	9		
---	---	--	--

Jahr

--	--

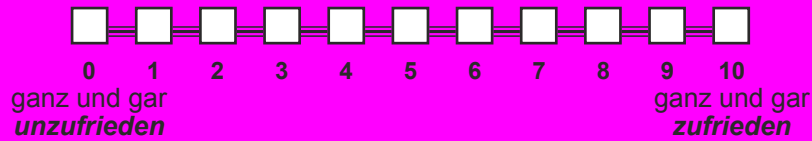
Monat

Männlich....

Weiblich....

1. Wie zufrieden sind Sie gegenwärtig, alles in allem, mit der Lebensqualität hier in Ihrer Wohngegend.

☞ Antworten Sie bitte anhand der folgenden Skala, bei der "0" ganz und gar **unzufrieden**, "10" ganz und gar **zufrieden** bedeutet. Mit den Werten dazwischen können Sie Ihre Einschätzung abstufen.



2. Wie lange leben Sie schon hier in dieser Wohngegend?

- unter 5 Jahre ➔ Frage 6!
- 5 bis unter 15 Jahre ➔ Frage 5!
- 15 bis unter 25 Jahre ➔ Frage 4!
- 25 Jahre oder länger ↓

3. Welches der neun Bilder passt am besten zur Entwicklung der Lebensqualität Ihrer Wohngegend im Vergleich zu den letzten 25 Jahren, also etwa von 1990 bis heute?

Bitte Kenn-Nummer eintragen:

4. Welches der neun Bilder passt am besten zur Entwicklung der Lebensqualität Ihrer Wohngegend im Vergleich zu den letzten 15 Jahren, also etwa von 2000 bis heute?

Bitte Kenn-Nummer eintragen:

5. Welches der neun Bilder passt am besten zur Entwicklung der Lebensqualität Ihrer Wohngegend im Vergleich zu den letzten 5 Jahren, also etwa von 2010 bis heute?

Bitte Kenn-Nummer eintragen:

1 	2 	3
4 	5 	6
7 	8 	9

6. Was ist in Ihrer Wohngegend, seit Sie dort wohnen, schlechter geworden?
Nennen Sie bitte eine Sache, die Ihnen am wichtigsten erscheint.

7. Was ist in Ihrer Wohngegend, seit Sie dort wohnen, besser geworden?
Nennen Sie bitte eine Sache, die Ihnen am wichtigsten erscheint.



8. Wie beurteilen Sie das Verhältnis der Leute hier in der Wohngegend zueinander?
Welche Aussage trifft am ehesten zu?

- Die Leute kennen sich kaum
- Man spricht schon mal miteinander.....
- Es gibt einen relativ engen Zusammenhalt
- Ist ganz unterschiedlich / dazu kann ich nichts sagen

9. Wie eng ist Ihr Kontakt zu Ihren Nachbarn hier im Haus oder im Wohngebiet?

- Sehr eng.....
- Eng
- Mittel.....
- Nur flüchtig
- Gar kein Kontakt.....

10. Haben Sie Nachbarn, mit denen Sie sich so gut verstehen, dass Sie sich gegenseitig besuchen?

- Ja..... 
- Nein..... 

11. Wie häufig besuchen Sie sich normalerweise?

- Beinahe täglich.....
- Mindestens einmal pro Woche
- Mindestens einmal pro Monat
- Seltener

12. Und nun noch eine ganz andere Frage:

Am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), in dessen Auftrag „Leben in Deutschland“ seit 1984 durchgeführt wird, und an der Ruhr-Universität Bochum, gibt es einige Wissenschaftler, die das Leben im Ruhrgebiet intensiv untersuchen.


Diese Wissenschaftler würden sich gerne mit Menschen die im Ruhrgebiet leben und sich daher am besten auskennen, also mit Ihnen, unterhalten.

Dabei soll es einerseits um die Erfahrungen in den letzten Jahren, Jahrzehnten und über die Situation heute gehen, andererseits auch darüber, was in der Region verbessert werden könnte.

Für so ein Gespräch sind etwa eineinhalb Stunden vorgesehen. Falls dafür ausgewählt werden und sich daran beteiligen, würden Sie dafür als Anerkennung 25,- Euro erhalten.

Wären Sie an so einem persönlichen Gespräch mit einem der Wissenschaftler bei Ihnen Zuhause interessiert und können wir zur Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung Ihre Adresse und Telefonnummer an die oben genannten Forschungseinrichtungen weitergeben?

 Nach Abschluss des Projekts werden diese Forschungseinrichtungen Ihre Kontaktdaten wieder löschen.

Ja, ich bin an so einem Gespräch interessiert, meine Adresse und Telefonnummer kann zu diesem Zweck an die obengenannten Einrichtungen (DIW und Ruhr-Universität) weitergegeben werden..... 

Unterschrift des / der Befragten

Nein, ich bin nicht interessiert

A Welches Datum haben wir heute und um wie viel Uhr haben Sie den Fragebogen beendet?

<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>
Tag	Monat	Stunde	Minute		

B Wie wurde die Befragung durchgeführt?

Mündliches Interview

Befragter hat den Fragebogen selbst ausgefüllt, und zwar:

– in Anwesenheit des Interviewers

– in Abwesenheit des Interviewers

Teils mündlich, teils selbst ausgefüllt

Vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

Ich bestätige die korrekte Durchführung des Interviews:

Listen-Nr.

Lfd. Nr.

Abrechnungs-Nummer

Unterschrift des Interviewers

Vorwort

Bildung ist in unserer Gesellschaft der Ausgangspunkt für gute Lebenschancen (Geißler und Weber-Menges 2009: 36) und es wurde vielfach gezeigt (z.B. Terpoorten 2014; Baumert u. a. 2005), dass sozialstrukturelle und sozialräumliche Bedingungen einen maßgeblichen Einfluss auf Bildungsteilhabe und Bildungschancen der Bevölkerung haben. Ein wichtiger Teil des Strukturwandels der Metropole Ruhr spiegelt sich auch in einem Wandel der Bildungslandschaft wider. Der Umbau der Region Ruhr (vom »Ruhrgebiet« zur »Metropole Ruhr«) erfährt gegenwärtig und besonders mit dem Jahr 2018, dem Beginn des »post-carbonen Zeitalters« an der Ruhr, eine Art »Quantensprung«: An die Stelle der Ressource Kohle tritt nach der Schließung der letzten Zeche (und angesichts prekärer Turbulenzen des Montankomplexes wie Stahl und Eisen, fossile Energie) die Ressource »Bildung«. Der oft zitierte Übergang von der Industrie über die Dienstleistungs- zur Wissensgesellschaft trifft jedoch diese Herausforderung nur ansatzweise: Die eigentliche Ressource ist weniger das Wissen, sondern der Umgang mit Wissen. Angesichts der zunehmenden Ausdifferenzierung, des immer rascheren Wandlungstempos und kürzerer Halbwertszeit der Wissensbestände sind Kreativität, Innovation, die Schaffung neuen Wissens gefragt. »Bildung« ist zur wesentlichen Ressource der Zukunft avanciert, an der Ruhr mehr als andernorts und mehr denn je. Trotz aktuell leichten Einwanderungsüberschusses führt der spezifische demografische Wandel an der Ruhr (die Eltern der Kinder, die heute fehlen, sind gar nicht erst oder anderswo geboren worden) zu zunehmendem Mangel an Fach- und Wissensarbeitern.

Die Orientierung am Ruhrgebiet als Ganzes erfordert auch eine neue Sichtweise auf die gewandelten und bestehenden Strukturen. Ein Wechsel der Perspektive von den großen administrativen Strukturen hin zu einem kleinräumigen, die Heterogenität der Städte und Stadtteile berücksichtigenden Blickwinkel ist notwendig, um städteübergreifende neue und alte Potentiale für die (bildungsspezifische, gesellschaftliche und wirtschaftliche) Entwicklung des Ruhrgebiets zu identifizieren. Denn Kennzeichen der turbulenten Übergangszeit ist gerade auch das kleinräumige Neben- und Ineinander von Wachstum, Stagnation und Schrumpfung, von arm und reich, von vermehrten und verminderten Bildungschancen. Der Begriff des regionalen Strukturwandels ist zunächst ein komplexitätsreduziertes Konstrukt, das sich aus kleinräumigen Ereignissen, Prozessen und Einzelentscheidungen zusammensetzt. Es erfordert aber gleichzeitig (standort- und stadt-)übergreifende Steuerung und Schwerpunktsetzung, die in der Form von abgestimmten und kohärenten Leitbildern und Strategien für

die Gestaltung von »Bildungslandschaft(en)« zielt. Dabei kommt dem Sachverhalt der Diversität soziostruktureller und soziokultureller Rahmenbedingungen ein besonderes Gewicht zu. Die bildungspolitische Steuerung des regionalen Wandels beruht i.d.R. ebenso wie die makroanalytische Erklärung auf hoch aggregierten Daten, Durchschnittswerten und entsprechend vereinfachten Hypothesen. Das führt gerade in turbulenten Übergangszeiten, in denen man nicht auf Erfahrungen über stabile Trends der Vergangenheit zurückgreifen kann, zu unangemessenen, oft problematischen Verkürzungen. Eine angemessene Komplexität ist hingegen nicht herstellbar ohne Einsicht in die Vielfalt kleinräumiger Bildungs- und Bevölkerungsstrukturen, deren Wandlungsprozesse sowie in die (Re-)Aktionen und politische Teilhabe der Menschen.

Im Rahmen dieser Wandlungsprozesse sind insbesondere folgende Fragestellungen relevant: Wie hat sich die für die Region lebenswichtige Ressource Bildung in den letzten Jahrzehnten entwickelt? Welche positiven und hemmenden Faktoren, welche kleinräumigen Stärken und Schwächen, welche Potentiale lassen sich ausmachen? Wie kann diese Ressource nachhaltig und zukunftsfest gefördert werden?

Zur Beantwortung dieser Fragen geht die Studie neue Wege und versucht diese Fragestellungen aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und zu beantworten. Sie gliedert sich in drei eigenständige Teile: 1. Eine quantitative statistische Analyse der Entwicklung kleinräumiger sozialstruktureller Disparitäten und *räumlich segregierter Bildungsteilhabe*, 2. eine qualitative Analyse und Spurensuche *Bildung im Wandel: Chancengleichheit und Bildungspotenziale im Ruhrgebiet*, sowie 3. die *Analyse des gesellschaftlichen Wandels aus dem Blickwinkel der Bewohner mit den Daten des SOEP und qualitativen Intensivinterviews*.

In Teil 1 wird neben der indikatorengestützten kleinräumigen Quartiers- und Bevölkerungsentwicklung erstmals über viele Jahre hinweg der Ausbau und die Entwicklung des Schulwesens in Nordrhein-Westfalen (NRW) dargestellt und im Weiteren die Schulübergänge in die weiterführenden Schulformen im kleinräumigen Kontext analysiert. Der Übergang in die Sekundarstufe I war und ist immer noch ausschlaggebend für die späteren Zukunftschancen der Kinder. In diesem Zusammenhang spielt auch die Integration von Ausländern/Migranten und ihre Eingliederung in die kleinräumigen Gesellschafts- und Bildungsstrukturen eine große Rolle. Unsere Untersuchung zielt jedoch nicht nur darauf, den Wandel historisch zu beschreiben, sondern versucht, auf der Basis der dargestellten Entwicklung der vergangenen vier Jahrzehnte, Schlüsse und Vorschläge zum zukünftigen Handeln zu entwickeln. Zentral stehen hierbei das »Zusammenspiel« und die Wechselbeziehung zwischen den kleinräumigen sozioökonomischen Entwicklungen innerhalb der Kommunen und der lokalen Bildungsteilhabe und Bildungsteilnahme und den daraus resultierenden Bildungs- und Lebenschancen im Fokus.

In Teil 2 geht es im Rahmen des qualitativen Forschungsteils »Bildung im Wandel« um eine die quantitativen Ergebnisse ergänzende Perspektive auf das Thema Bildungschancen und -ungleichheiten im Ruhrgebiet. Hierzu wurden

mit insgesamt 20 Lehrerinnen und Lehrern sogenannte leitfadengestützte Interviews durchgeführt. Davon sind neun im Schuldienst aktiv und die übrigen elf pensioniert. Letztere werden vor allem zu längerfristigen Wandelprozessen befragt. Die beruflich aktiven Lehrerinnen und Lehrer gaben im Schwerpunkt ausführlich Auskunft darüber, wie Bildungsdisparitäten und die Gegensteuerung ihren pädagogischen Alltag prägen.

In Teil 3 wird der gesellschaftliche Wandel in den Augen der Bewohner der Metropole Ruhr auf Basis der repräsentativen Längsschnittstudie SOEP abgebildet. Zum einen wird der Wandel auf Basis eines speziellen Fragebogens, der im Ruhrgebiet eingesetzt wurde, dargestellt. Zum anderen werden die qualitativen Ergebnisse von Gesprächen mit 41 SOEP-Befragten berichtet. Diese Befragte leben in der Nähe von Foto-Standorten, die im Partnerprojekt »Heimat im Wandel – Soziologie in Bildern« untersucht werden. In Teil 3 wird auch erläutert, wie die für das Projekt eigens erhobenen Daten und Texte für weitergehende Analysen genutzt werden können.

Inhaltsverzeichnis

Räumlich segregierte Bildungsteilhabe in NRW und im Ruhrgebiet *Sebastian Jeworutzki, Katharina Knüttel, Catharina Niemand, Björn-Jan Schmidt, Jörg-Peter Schröppler, Tobias Terpoorten*

1 Einleitung	27
2 Raum und Bildung – wie Segregation und Bildung zusammenhängen	31
3 Datengrundlage	41
4 Der Strukturwandel in Nordrhein-Westfalen und in der Metropole Ruhr	55
5 Typologie der Bezirke	95
6 Schulen und Bildungsabschlüsse in Nordrhein-Westfalen	121
7 Der Zusammenhang von Strukturwandel und Bildungsbeteiligung	175
8 Fazit	197

Bildung im Wandel: Chancenungleichheit und Bildungspotenziale im Ruhrgebiet – eine Spurensuche *Bernhard Butzin, Jörg Kohlscheen, Raimund Pahs*

1 Ziele und Gegenstand der Untersuchung	225
2 Theoretische Suchscheinwerfer: Humanvermögen und Habitus	231
3 Methodik	237

4 Faktoren der Mobilisierung von Bildungspotenzialen	247
5 Wandel des Bildungswesens an der Ruhr	263
6 Zusammenfassung	285
Das Ruhrgebiet gibt es gar nicht: Menschen erzählen die Geschichte des Wandels zwischen Ruhr und Emscher	
<i>Gert G. Wagner und Jan Goebel</i>	
1 Einleitung	301
2 Auswahl der Gesprächspartner und Quantitative Analysen	303
3 Bewohner (aus dem SOEP) haben das Wort	313
4 Zusammenfassung und Fazit	327
Anhang	
A Anhang Teil 1	333
B Anhang Teil 2	439
C Anhang Teil 3	447



Jörg Peter Schräpler, Sebastian Jeworutzki, Bernhard Butzin,
Tobias Terpoorten, Jan Goebel, Gert G. Wagner

Wege zur Metropole Ruhr

Ruhr-Universität Bochum
Zentrum für interdisziplinäre Regionalforschung (ZEFIR)

10. August 2017

Prof. Dr. Jörg-Peter Schräpler

Tel: +49(0)234 32-29835 / - 22004 (Skr.)

Fax: +49(0)234 32-14534

E-Mail: joerg-peter.schraepler@ruhr-uni-bochum.de

Sebastian Jeworutzki

Tel: +49(0)234 32-22006

Fax: +49(0)234 32-14534

E-Mail: sebastian.jeworutzki@ruhr-uni-bochum.de

Ruhr-Universität Bochum

Fakultät für Sozialwissenschaft

Lehrstuhl für Sozialwissenschaftliche Datenanalyse

Universitätsstraße 150, Gebäude FNO 02/34

D-44801 Bochum

www.zefir.ruhr-uni-bochum.de